

Nr. 119. Bydgoszcz / Bromberg, 26. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von **Hugo M. Kritz.**

Sie ging mit eiligen Schritten die Budapester Straße entlang. Wiederum war der Himmel voller dunkler Wolken, Gefahr drohte.

Die Männer, die ihr entgegenkamen, sie anstarrten und sich dann nach ihr umdrehten, sahen eine sichtlich nervöse, elegante junge Damen mit schönen Beinen, glänzendem rötlichen Haar und großen brennenden Augen an sich vorbeihasten, eine Frau, nach der sich die Männer umdrehen mußten, ob sie wollten oder nicht.

Leonhard führte gerade eines seiner endlosen Telephongespräche mit Lotte. Lucille, die schon öfter stummer Zeuge solcher Gespräche geworden war, fand es immer unverständlich, daß eine einfache telephonische Verständigung über Ort und Zeit eines Rendezvous, das wenige Stunden später erfolgen sollte, vierzig oder fünfzig Minuten dauern mußte. Sie fand, daß, was zu sagen war, auch später gesagt werden konnte. Diesmal aber schien es ihr nicht unwillkommen, daß seine Aufmerksamkeit auf das Gespräch konzentriert war. Sie stand am Schreibtisch, scheinbar ohne eine besondere Absicht, spielte mit dem Papiermesser und griff schließlich, fast gelangweilt nach dem Kuvert, das immer noch neben Leonhard lag.

Sie zog das Papier heraus, breitete es aus, lehnte sich weit über den Schreibtisch und studierte es mit aufgestütztem Ellbogen. Dann richtete sie sich auf, zeigte mit der Hand auf Leonhards Brusttasche und bedeutete ihm, ihr auch die andern Papiere zu zeigen, die er aus Innsbruck mitgebracht hatte. Er zog sie arglos aus der Tasche und reichte sie ihr.

Er sprach gerade — es war gewiß merkwürdig — von einem Spargelbeet, das angeblich nicht fehlen durfte. Wo und warum es nicht fehlen durfte, war nicht ersichtlich. Lucille wußte, daß er seit langem in Zukunftsträumen schwelgte, die er bis in die kleinsten Einzelheiten ausmalte. Ihrer Meinung nach grenzte dies zwar an partielle Gehirnlähmung, aber mochte er doch selig werden, wie er wollte, mit Spargelbeet oder ohne, wenn er nur die zwei Millionen erbeutete und ihr fünfundzwanzig Prozent davon abließ.

Sie hielt nun alle Papiere in der Hand, beäugte sie nicht ohne Befriedigung, faltete sie zusammen und steckte sie ruhig, vor Leonhards Augen, in ihre Handtasche. Er hob zwar die Hand, wie zu einem Protest, ließ sie aber sofort wieder sinken, da er mit sehr viel Energie gegen Lottes Vorschlag protestieren mußte, die Geschichte mit den Kaninchen doch lieber fallen zu lassen —

Lucille wußte leider nur zu gut, daß ein Mensch, der über Spargelbeete und Kaninchen langwierige und erbitterte Debatten führte, nicht der geeignete Mann war, um auch große Geschäfte mit demselben Kraftaufwand durchzuführen, denn unerklärlicherweise waren ihm die Kaninchen wichtiger. Darum mußte sie ihn beständig unter Kontrolle haben. Inzwischen war aber etwas geschehen.

Vinzenz kam aus seiner abwartenden Haltung hervor und ging zum Angriff über. Er hatte einen Brief von Kilian erhalten und er wußte, wenn Kilian versagt hatte, mußte er selbst eingreifen in das Räderwerk einer Maschine, die zu seiner Vernichtung in Gang gesetzt worden war. Er fuhr in Leonhards Hotel und ließ sich ihm melden.

Leonhard war sprachlos, aber Lucille, die neben ihm stand, wurde fahl.

„Bloß nicht nachgeben, Leonhard!“ fiel sie ihn an. „Du hast alle Trümpfe in der Hand, laß dich um Himmels willen nicht hereinlegen! Sag zu allem nein, was er dir auch vorredet — o Leonhard, ich hab' solche Angst!“ Sie dachte an Brillanten, Pelze und kostbare Dinge.

Leonhard lächelte und klopfte ihr auf die Schulter.

„Keine Bange, Lucille. Hart wie Granit.“

Sie traute ihm nicht.

„Kann ich nicht dabei sein?“ fragte sie schnell.

Er schüttelte den Kopf. „Das geht nicht.“

Dann laß mich hier nebenan im Badezimmer alles mitanhören!“

Dagegen hatte er nichts.

Wiederum, wie schon einmal, war Lucille unsichtbarer Zeuge einer bedeutungsvollen Aussprache. Sie war so erregt, daß ihre Nerven förmlich zitterten. Sie stand gegen die Tür gelehnt und atmete mit geöffnetem Mund.

Vinzenz trat ein mit der erbarmungslosen Miene eines Kadis, der an die Aburteilung eines verstockten Verbrechers herangeht. Dieser kleine Mann mit den dürren Händen, dem großen Kopf, dem hängenden, gelblich-weißen Schnurrbart und der dicken Brille, die seine Augen riesenhaft vergrößerte, strahlte Kälte aus wie ein Eisberg. Man fröstelte in seiner Nähe, die alle Gefühle erstickte, die zu Widerspruch reizte und die Kampflust stachelte, wenn man sich nicht von vornherein — wie Menschen vom Schlage Kilians — seinem Willen unterwarf. Aber Leonhard war kein Kilian.

Mit der eigentümlich tonlosen und doch harten Stimme, die jeden Raum durchdrang bis in die letzte Ecke, sagte Vinzenz, nachdem er kurz und förmlich gegrüßt hatte: „Ich muß mit dir sprechen, Leonhard.“

Leonhard deutete stumm auf einen Sessel.

Vinzenz setzte sich. Seine Haltung war steif und gerade, betont förmlich, kalt, unverhüllt feindselig.

„Du hast mit einem Mann namens Kilian zu tun gehabt“, sagte Vinzenz, während seine Augen, die niemand mit dem Blick erfassen konnte, ins Leere gerichtet waren. „Es ist dir bekannt, daß dieser Mann mein Bruder ist. Er hat sich heute nacht erschossen.“

Lucille, das Ohr gegen die Tür gepreßt, stand regungslos, wie erstarrt.

Leonhard runzelte die Stirn. „Erschossen? Warum?“

„Es liegt mir fern“, fuhr Vinzenz fort, „dich für seinen Tod verantwortlich zu machen. Ich habe mich mit diesem Mann zu keiner Zeit in irgend einem Punkt identifiziert. Dennoch bist du unmittelbar die Ursache seines

Todes gewesen. Ich weiß" — er hob die Stimme, da Leonhard zu einer heftigen Erwiderung ansetzte —, „daß dies wie ein Vorwurf klingt. Es ist aber keiner. Das Schicksal dieses Mannes war nur in einer gewissen Art mit dem meinen verbunden. Meine Vernichtung, die du, wie ich weiß, betreibst, wäre auch die seine gewesen. Nur waren seine Nerven minderwertig. Er konnte nicht bis zum Schluß durchhalten."

Alles in Leonhard sträubte sich gegen die Art und Weise, in der Vinzenz die Dinge darstellte. Erregt erwiderte er:

„Ich betreibe nicht deine Vernichtung. Du weißt genau, daß es nur mein gutes Recht ist, auf das ich Anspruch habe und das ich geltend machen werde, egal, was geschieht! Ich kann nicht dafür, daß dein Bruder sich erschossen hat, ich kann dir nicht einmal mein Beileid ausdrücken, denn du selbst empfindest ja nichts bei seinem Tod, du weißt, daß nicht nur seine Nerven minderwertig waren, sondern der ganze Mensch! Ein Erpresser, der nur davon gelebt hat, daß er dich mit seiner gemeinen Drohung in Schach hielt!"

„Er hat seine Ansprüche mit dem zufälligen Faktum seiner Geburt begründet", sagte Vinzenz arrogant. „Auch du tust nichts anderes."

„Wie kannst du es wagen, eine solche Parallele zu ziehen!" rief Leonhard aufgebracht. „Du bist in Innsbruck geboren und heißt Kilian, bist niemals adoptiert worden, führst deinen Namen zu Unrecht und hast zu Unrecht ein Erbe angetreten, das natürlicherweise mir zukommt — und da sprichst du von einem „zufälligen" Faktum der Geburt, mit dem ich meine Ansprüche begründe? Nein, Herr Vinzenz Kilian, ich begründe sie mit der einfachen Tatsache, daß ich nach Recht und Gesetz Erbe meines Onkels bin, der nie dein Vater war, und dieses Erbe werde ich antreten!"

Vinzenz stieß kurz die Luft durch die Nase, was die Andeutung eines geringschätzigen Lachens war.

„Du vergißt, daß es sich bereits in meinem Besitz befindet."

„Es wird dir abgenommen werden", sagte Leonhard kategorisch.

Lucille, an die Tür im Badezimmer gelehnt, schloß beglückt die Augen. Ja, er war hart. Vinzenz wählte glücklicherweise den denkbar schlechtesten Weg, um Leonhard klein zu kriegen, und sie pries ihn dafür. Vinzenz sagte wirklich erstaunliche Dinge.

Er sagte:

„Du hast das Hirn eines dummen Jungen, der nicht weiß, was Verantwortung heißt, der ahnungslos in den Tag hineinlebt und dem die primitivsten wirtschaftlichen Erkenntnisse fremd sind. Dir schwebt nur das Leben eines reichen Mannes vor, wie es sich in der Phantasie Halbwüchsiger spiegelt. Deine Ansprüche sind einfach Unfug. Nichts weiter." Und dies alles in einem gleichmäßig knarrenden Ton, mit hochmütig zur Seite geneigtem Kopf und geringschätzig verzogenen Mundwinkeln. Man konnte wahrhaftig in Siedehitze geraten.

„Zum Teufel!" schrie Leonhard leidenschaftlich, „hast du denn keine Ohren zum Hören und keine Augen zum Sehen? Du bist bockig und störrisch wie ein altes Weib. Wie kannst du denn immer über reale Tatsachen einfach hinweggehen, nur weil es dir in deinen Kram paßt, weil du auf deinem Geld sitzt und es nicht hergeben willst!"

Vinzenz saß kalt und starr wie ein Fels, nichts verriet, daß er Leonhard überhaupt zuhörte. Diese aufreizende Haltung erbitterte Leonhard nur noch mehr.

Er schrie:

„Es gibt dich überhaupt nichts an, wie ich mir das Leben eines reichen Mannes vorstelle! Es geht dich überhaupt nichts an, was ich mit dem Geld tun werde! Und wenn ich es zum Fenster hinauswerfe! Du hast es nur herzugeben, bedingungslos und ohne zu fragen!"

Er schrie:

„Seit mehr als drei Jahren ist es dir bekannt, daß du kein Schippenheil bist, sondern ein geborener Kilian aus Innsbruck. Mit welcher Moral und mit welchem Gewissen kann es sich vertragen, daß du dich lieber einem gewöhnlichen Erpresser ausgeliefert hast, als wie ein ordentlicher Mann zu handeln, der es einfach ablehnt, mit der Maske eines falschen Namens und mit dem Geld, das ihm nicht gehört, weiterzuleben, als wäre nichts geschehen! Und das will ein Ehrenmann sein?"

Er schrie:

„Warum kommst du hierher? Was sitzt du hier? Was willst du? Mich kannst du nicht einschüchtern, mir kannst du nicht drohen, ich fürchte weder dich, noch Leute vom Schlage deines ehrenwerten Bruders. Du kannst jedes deiner Worte sparen, mein Wille steht unerschütterlich fest!"

Leonhard hielt inne, fuhr mit der Hand durch die Luft und warf Vinzenz einen flammenden Blick zu.

Vinzenz sah kühl auf seinen Hut herab, den er auf seinen Knien hielt.

„Ich bin hierhergekommen", sprach er in den Raum hinein, „nicht um dich zu ersuchen, deinen Entschluß zu ändern, auch nicht, um dir zu drohen. Sondern ich wünsche dir einige Tatsachen vor Augen zu führen, die dir offenbar nicht bekannt sind." Er räusperte sich, dann fuhr er fort, im gleichen unpersönlichen Tonfall, als lese er einen gedruckten Text vor:

„Die Erbschaft, die mir im Alter von fünfzehn Jahren beim Tode meines Vaters, beziehungsweise deines Onkels, zugefallen ist, bestand aus Gütern, Grundbesitz und Industriepapieren. Alles in allem stellte sie einen Wert von etwa anderthalb Millionen dar. Dies also wäre die Summe, auf die du Anspruch hättest."

„Weiter", sagte Leonhard herausfordernd.

„Aus dieser Erbschaft stammt heute nur noch das Haus in der Kaiserallee, das mein Bruder bewohnt hat. Alles andere habe ich, nachdem mein Studium beendet war, zu Geld gemacht. Es steckt heute alles in der Fabrik. Große Gewinne habe ich niemals erzielt, die Versuchsanstalt hat laufend Zuschüsse erfordert und im großen und ganzen war die Lage so, daß ich den Betrieb, ohne in Schwierigkeiten zu geraten, aber auch ohne nennenswerten Profit, in Gang halten konnte." Er schwieg und sah noch immer auf seinen Hut herab.

Lucille nebenan zog die Unterlippe zwischen die Zähne und knackte nervös mit den Fingern. Wenn nur Leonhard sich nicht bluffen ließ!

Aber Leonhard gab genau die Antwort, die Lucille auch gegeben hätte. Er sagte wegwerfend:

„Das alles müßte erst überprüft werden. Du kannst mir ja erzählen, was du willst."

„Es steht dir frei", sagte Vinzenz nüchtern, „die Bücher zu prüfen oder durch einen Revisor prüfen zu lassen. Ohne dich in deinen Entschlüssen beeinflussen zu wollen, muß ich dir sagen, womit du zu rechnen hast, wenn du dieses Erbe antrittst. Du übernimmst eine Fabrik, die wenig Gewinn abwirft und sich übrigens zur Zeit in einer völligen Umwandlung befindet, ferner übernimmst du eine Versuchsanstalt, die so eng mit meiner Person verbunden ist, daß niemand außer mir etwas damit anfangen könnte. Die Umstellung des Fabrikbetriebes dürfte etwa ein halbes Jahr dauern. Es ist möglich, daß du bis dahin deine Ansprüche durchgesetzt hast. Aber was du dann übernimmst, ist lediglich ein Fabrikgebäude mit einer Einrichtung, die praktisch wertlos ist, weil außer mir sie niemand in Gang setzen kann. Sie ist ausschließlich zur Herstellung einiger neuer Produkte bestimmt, nach einem Verfahren, das" — Vinzenz warf einen schrägen Blick abwärts, etwa in der Richtung auf Leonhards Füße — „kein Vermächtnis der Familie Schippenheil ist, sondern mein persönliches Eigentum. Dieses ist von der Erbmasse ausgeschlossen." Etwas wie ein flüchtiges, spöttisches Lächeln huschte über seine schmalen Lippen, dann fuhr er schlicht fort:

Es steht dir frei, alles zu verkaufen. Das Haus in der Kaiserallee ist mit Hypotheken belastet. Die neue Fabrikeinrichtung ist noch nicht bezahlt. Die Kosten könntest du aber aus dem Verkauf des Gebäudes und meines Wohnhauses in Dahlem bestreiten. Der dir verbleibende Rest würde gerade die Erbschaftssteuer decken, die du natürlich zu bezahlen hättest. Ich sage dir dies alles nur, damit du weißt, welcher Art das Erbe ist, auf das du so versessen bist."

„Und wenn es ein Trümmerhaufen ist" sagte Leonhard. „Ich will ihn haben! War der Betrieb einträglich genug, um für Kilian dreißigtausend Mark jährlich abzuwerfen, dann wird er schon nicht so trübselig aussehen, wie du es darstellen willst."

„Nur durch meine persönliche Anspruchslosigkeit war es mir möglich, meinem Bruder dieses Geld zu geben.

Meine Privatentnahmen haben niemals ein Drittel von dem überschritten, was Kilian erhalten hat. Aber abgesehen davon: wenn du die Fabrik übernimmst, wirft sie überhaupt nichts mehr ab, weil nach der Umstellung nur ich in der Lage bin, sie in Gang zu halten."

„Und dennoch will ich sie haben", sagte Leonhard starr.

„Das ist höchst unsachlich", erwiderte Vinzenz trocken. „Du erreichst damit nichts. Nicht einmal meinen Ruin, den du anscheinend in erster Linie im Auge hast."

„Doch", sagte Leonhard, „den erreiche ich damit."

„Aber nein", versetzte Vinzenz geduldig. „Es gibt heute kaum ein chemisches Unternehmen in der Welt, das mir nicht jede Summe für meine neuen Verfahren auf den Tisch legt. Wenn du mich morgen aus meinem Betrieb jagst, fange ich übermorgen wo anders an."

„Bluff", sagte Leonhard.

(Schluß folgt.)

Zwischen Ostern und Pfingsten

Und eben Abend kannst du so aufatmen:
du horchst ins Dorf hin, was die Glocken wollen,
du gehst ins Freie,
der Rauch der Hütten umarmt die Eichenkronen:
auf, Seele, auf!

Dann raunt dir frühlingsheimlich ein Echohauch
unter den knospenvollen Wipfeln zu:
ins Freie auf — so frei ins Freie,
wie dort der Vater mit seinem Kindchen Ball spielt.

Und über dir, lichtgrün im Blauen,
spielt eine Birke
mit einem strahlend blühenden Ahorn Braut.

Richard Dehmel

Aus „Hundert ausgewählte Gedichte"
Verlag S. Fischer-Berlin.

Lüttjohann will verkaufen.

Von Arthur M. Fraedrich.

Ein wenig wankend, ein wenig blaß verläßt Lüttjohann die Städtische Sparkasse. Er kann es nicht fassen: Zehntausend Mark! Er ist wie im Rausch.

Vor einigen Wochen erstand er vier Lose. Den Ausschlag zu diesem Kauf gab der seit langem gehegte Wunsch, sich einmal in der Kreisstadt anzukaufen. Denn seit der junge Landhelfer Walter ihm die meiste Arbeit abnimmt, kommt ihm tagtäglich allzu deutlich die Last seiner siebzig Jahre ins Bewußtsein. Auch Dörte, die Bäuerin, kann nicht mehr so recht mit den gichtigen Füßen und muß Meike, der Magd, nach und nach die ganze Wirtschaft abtreten. Warum sollen die gute Dörte und er sich quälen? Kindersegen wurde ihnen nicht beschert; für wen mühen sie sich, für wen sorgen sie?

Und jetzt hat er zweimal fünftausend Mark gewonnen! Unfaßlich.

Auch Dörte läßt der freudige Schreck erblassen, als der Bauer das viele Geld aufzählt. Als er ausruft: „Was meinst du, Mutter, ziehen wir jetzt in die Stadt!" vermag sie nichts weiter als ein Ja zu stammeln.

In abendlicher Stunde sitzen beide zusammen auf der Ofenbank; sie strickt, er flicht einen Weidenkorb — nichts hat dieser Abend allen vergangenen voraus. Nur daß Lüttjohann mit hintersinnigen Augen etwas von „Drei schöne Zimmer" und „Balkon" und „Zentralheizung" murmelt.

Plötzlich sagte Dörte mit leise klagender Stimme: „Das will auch gar nicht mehr mit mir. Meike muß fast alles allein machen. Ich werde ihr am Ersten zehn Mark zulegen. Und Walter muß eine neue Arbeitshose haben und ein paar Stiefel fehlen ihm auch. Willst du ihm die Sachen nicht kaufen?

Lüttjohann hält mit dem Flechten inne und sieht sie von unten herauf erstaunt an: „Ich denke, wir wollen verkaufen, Mutter!"

Dörte bückt sich tiefer über den Strickstrumpf. „Ja doch! Aber deshalb können wir den beiden doch eine Freude machen, meine ich. Wo werden sie überhaupt bleiben, wenn wir nicht mehr hier sind?"

„Hast recht, Mutter. Meike und Walter müssen mit übernommen werden. Das machen wir zur Bedingung."

Nach einer Weile hebt der Bauer wieder an: „Ob ich in diesem Jahre auf dem Schlag hinterm Bruch Gerste säe oder Kartoffeln pflanze?"

Nun ist die Reihe an Dörte, erstaunt aufzusehen: „Ich denke, du willst verkaufen?"

Er bückt sich umständlich nach einem neuen Weidenstock. „Will ich auch, selbstverständlich", erwidert er unwillig; „deshalb muß aber doch alles seine Ordnung haben. Das ist nun mal so."

An diesem Abend sprechen sie beide nicht mehr viel. Ihre Blicke meiden sich.

Eine Woche später sagt Walter zu Meike: „Der Bauer ist so sonderbar in den letzten Tagen." Meike meint, der Bäuerin gehe es nicht anders; sie wandere durch Stuben und Kammern. Dabei sei alles so gut in Ordnung wie immer.

Eines Morgens stoßen Bauer und Bäuerin auf ihren ruhelosen Wanderungen durch Haus und Hof auf dem Kornboden aufeinander. Rasch macht sich Lüttjohann ans Umschaufeln des aufgeschütteten Korns.

„Das hat Meike gestern schon besorgt", sagt Dörte. Dabei hebt sie den Blick an die Dachsparren, als sei sie deshalb heraufgekommen, um nachzusehen, ob sie noch instand sind.

„Und das Dach hält Walter schon in Ordnung", brummt der Bauer und poltert die Stiege herunter.

Ungefähr um dieselbe Zeit umkreist ein gewisser Herr Hasselfeld das Lüttjohannsche Gehöft, ein Mann, der überall dort zu finden ist, wo es Kaufen oder Verkaufen heißt. Für dreißig Mille werde ich's nehmen, denkt er; auch noch für fünfunddreißig. Scheune und Viehstall lasse ich abreißen, das Wohnhaus in Buchten aufteilen, und schon ist die Hühnerfarm fertig!

Mit einem „Schönen guten Tag!" betritt er die Wohnstube und wendet sich sogleich Dörte zu: „Nicht wahr, Mutter, es will nicht mehr so recht! Haben auch genug getan für Ihr Alter."

„Was wollen Sie denn?" fragt Dörte zurück. Ihre Haltung drückt Feindseligkeit aus.

„Euren Hof kaufen, Bäuerin. Übrigens, ich habe da eine wunderschöne Wohnung an der Hand. Die könnte ich Ihnen besorgen, wenn wir einig sind."

Dörtes Hände beginnen zu zittern. Sie sucht Lüttjohanns Augen. Der aber starrt aus dem Fenster und brummt, ohne auf die „wunderschöne" Wohnung einzugehen: „Sehen Sie sich den Hof erst einmal richtig an."

„Das habe ich bereits getan. Wir können schnell handelseinig werden. Wieviel fordern Sie denn, Bauer?"

Fordern? Das habe noch Zeit. Lüttjohann besteht darauf, daß Hasselfeld sich erst alles genau ansehen soll.

Er führt ihn auf die Seite der Scheune, die am baufälligsten ist, und beginnt: „Das Fachwerk ist vermodert, die Wände müssen rundherum neu aufgezogen werden, die Tenne ist voller Löcher."

Hasselfeld wirft ihm aus den Augenwinkeln einen halb erstaunten, halb belustigten Blick zu. Spricht man so von einer Ware, die zum Verkauf steht?

„Und nun erst das Viehhaus! Das Grundwasser steht dort so hoch, daß die Wände selbst mitten im Sommer nicht

trocken zu kriegen sind. Kommen Sie, sehen Sie sich das einmal an!"

Auf dem Wege dorthin müssen sie an dem Fenster der Wohnstube vorbei, hinter welchem Dörte die Blumentöpfe bald hierhin, bald dorthin schiebt. Und jetzt ist der Augenblick gekommen, den beide, Bauer und Bäuerin, nie vergessen werden in ihrem Leben.

Für eine Sekunde kreuzen sich ihre Blicke, nur für eine Sekunde. Aber sie genügt, daß jeder für sich klar erkennt, daß sie und alles, was sie ihr eigen nennen, zusammenbleiben müssen bis ans Ende.

Hasselfelds Herz hüpft nach der Besichtigung des ganzen Anwesens. Das wird ein Geschäft! Eifrig sagt er: „Das ist alles nicht so wichtig! Der Viehstall wird abgerissen und die Scheune ebenfalls, der Hof eingeebnet, das Wohnhaus zu Stallungen umgebaut, und schon ist die Hühnerfarm fertig."

Lüttjohann zuckt zusammen wie nach einem Peitschenschlag: Den Hof dem Erdboden gleichmachen? Das Wohnhaus zu Hühnerbuchten umbauen, dieses Haus, in dem er und Dörte nun schon fast ein halbes Jahrhundert scharwerken; in dem Vater und Großvater geboren wurden und starben, in dem jeder Winkel von erlebten Freuden und Leiden erzählen kann?

Sein Atem geht schwer: „Sie wollen wirklich kaufen?"

„Wenn das verfallene Gehöft nicht zu teuer ist, ja."

„Wie?" fragt er zurück, um Zeit zu gewinnen. Mit einemmal leuchtet es auf in seinen Augen. Steil richtet er sich auf, und unheimlich ruhig sagt er: „Der Hof soll — hundertfünfzigtausend bringen! Hundertfünfzigtausend Mark!"

Zunächst macht Hasselfeld ein bestürztes Gesicht, dann lacht er schallend auf: „Für diese abbruchreifen Buden? Den fünften Teil werde ich geben, dreißigtausend!"

Lüttjohann atmet hoch auf. Er geht drei Schritte vor, wendet sich mit einem Ruck um und ruft fast brüllend: „Hundertfünfzigtausend, nicht einen Pfennig weniger! Dann können Sie hier Ihre Buden aufbauen und aus meinem Hofe eine Hühnerfarm machen. Haben Sie mich verstanden, Handelsmann?"

Ehe der Händler noch einmal den Mund auftun kann, ist der Bauer im Hause verschwunden. Krachend fällt die Tür hinter ihm zu.

Dörte humpelt um ihren Mann herum, als wenn sie ihn seit Jahren nicht mehr um sich gehabt hätte. Er aber nimmt kaum Notiz von ihr in seiner grollenden Selbstzufriedenheit. Aber als er Tränen auf ihren verhutzelten Wangen sieht, zieht er sie an sich, legt seine Hand auf ihren grauen Scheitel und sagt weich: „So sehr freust du dich, Dörte?"

Anderntags in der Stadt beim Notar ist sehr viel von Walter und Meike die Rede, während Walter den Schlag hinterm Bruch umpflügt und Meike den Dung in die Furche harkt.

Caruso ist beleidigt.

Anekdote von Richard Edvard Tristram.

Eine löbliche Theateranekdote, die von den Dingen hinter den Brettern der Welt berichtet, entbehrt nicht eines tieferen Gehaltes, wie sehr sie auch erfüllt sein mag von kostbaren Gewändern, prunkvollen Festlichkeiten, viel gerühmten Gestalten, schwelgenden Leidenschaften und jubelnden Gesängen.

Das verwöhnte Publikum jubelt in rasender Begeisterung seinen großen Tenören zu. Es schmeichelt ihrem Eigensinn, ihren ungehemmtesten Launen und Leidenschaften. Aber wer weiß um die zerrüttenden Auseinandersetzungen hinter der Bühne, um die Kämpfe und Zusammenbrüche von Menschen und Existenzen? Wer sieht die Gestalt des Todes, die, in köstliche Klänge und prächtige Gewänder gehüllt, hinter dem eisernen Vorhang einherschreitet? Wie könnte es auch anders sein, wenn eine Anekdote um den Sänger und Darsteller des Bajazzo ein wenig tragisch endet!

Kurz nach der Jahrhundertwende verpflichtete das damals berühmte und feudale Theater des Westens in Berlin Caruso zu einem ersten Gastspiel in Deutschland. Gewiß, die Berliner hatten durch die Lobeshymnen der internationalen Presse von seiner Stimme gehört. Sie hatten ihn auf Schallplatten singen hören. Aber der steife, bürokratische Geist, der damals an der Königlichen Oper herrschte, lehnte es ab, einen ausländischen Tenor, der zudem noch auf phonographischen Walzen sang, im hohen Theater Unter den Linden auftreten zu lassen. Und wer sollte sich sonst bemühen, den Tenor nach der Residenz zu holen?

Da kam der Intendant Prasch vom Theater des Westens auf den Gedanken, Caruso für einige Gastspiele zu verpflichten. Caruso, im Glauben, daß es sich um die Königliche Oper handle, sagte zu. Hans Pfitzner, damaliger Kapellmeister im Theater des Westens, konnte das Gastspiel selbst nicht leiten. Also wurde der Operettendirigent Max Roth telegraphisch aus Petersburg herbeibeordert.

Enrico Caruso kam in recht fröhlicher Stimmung in Berlin an, war jedoch ein wenig erstaunt, zu seiner Begrüßung auf dem Bahnsteig nur den Intendanten und einen Dienstmann zu finden. (Ein Künstlerempfang im Stil Jan Kiepuras oder Benjamino Giglis war bei den wilhelminischen Berlinern noch nicht üblich.) Da der Sänger Caruso, außer zu den drei Worten „Guten Tag", „Gut" und „Ja" keine näheren Beziehungen zur deutschen Sprache hatte, ist es verständlich, daß die Verwechslung nicht aufgeklärt wurde. Caruso war damals, nach den Worten des Kapellmeisters Roth, noch eine wohlproportionierte Erscheinung. Er trug einen leicht nach oben gezwirbelten, imposanten Schnurrbart und gebärdete sich recht temperamentvoll, einem Löwenbändiger ähnlicher denn einem Tenor. Die Proben wurden sofort aufgenommen. Caruso setzte sich rücklings auf einen Stuhl und summte, seine kostbaren Stimmbänder schon damals peinlichst schonend, die ganze Traviatapartie mit, holte ein Blatt Papier heraus und karikierte Kapellmeister, Intendanten und Mitwirkende.

Das erste Gastspiel begann. Caruso sang (in festem Bewußtsein, in der Königlichen Oper aufzutreten) den Herzog im „Rigoletto" wie ein junger Gott. Die Schallplatte hatte ihn gut eingeführt. Das Theater war trotz ungewöhnlich hoher Preise vollständig ausverkauft, die Presse begeistert. Es herrschte nur eine Meinung: „Der größte Tenor! Er ist ein Künstler von Gottes Gnaden, wie es ihrer nur wenige gibt!" Die zweite Aufführung, die der „Traviata", war ebenfalls ein glänzender Erfolg, wenn auch Carusos Stimme nicht so zur Entfaltung kam wie tags zuvor.

Da brach das Verhängnis herein. Wie nicht zu vermeiden war, klärte ein Landsmann Caruso darüber auf, daß er gar nicht in der Königlichen Oper, sondern in einem Privattheater singe. Spornstreichs eilte der Meister ins Theater in der Kantstraße, fauchte, tobte wie ein Wahnsinniger, brüllte den Intendanten an und lief mit fliegenden Rockschößen davon. Sein Stolz war tief gekränkt. Er glaubte sich betrogen und mißbraucht.

Noch einsamer als der Empfang gestaltete sich der Abschied. Im Gehrock und mit dem hohen Vatermörder angetan, stand Caruso auf dem Bahnsteig und leistete den feierlichen Eid, nie wieder nach Berlin zu kommen. — Doch das sollte nicht lange dauern! Bald darauf sang der nunmehr berühmt gewordene Tenor für ein phantastisches Honorar in der Königlichen Oper.

Der Intendant Prasch jedoch, von Vorwürfen verfolgt, nahm sich wegen dieser Caruso-Affäre später das Leben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.